

i

Johannes Schult & Peter J. Fischer

2

Nichts passiert aus Zufall.

Eine andere Welt, eine andere Zeit.

1. Kapitel

Sie lebte in einem kleinen Dorf. Sie war hier geboren worden und sie würde hier sterben, wenn es eines Tages so weit sein sollte. Oft hörte sie die anderen Dorfbewohner über die weite Welt jenseits des großen Flusses reden. Manchmal wurde sie gefragt, ob sie nicht Fernweh verspürte. Aber sie war zufrieden mit ihrem bescheidenen Leben als Bedienung in einer Brauereigaststätte im Nachbardorf. Sie hatte stets mit nein geantwortet.

Ihre Kindheit war geprägt vom Krieg. Warum und gegen wen, das wusste sie nicht. Ihr Vater verließ sie und ihre Mutter deshalb, als sie etwa zehn Jahre alt war. Er kam nie zurück. Nachdem der Krieg vorbei war (sie wusste nicht, ob ihn jemand gewonnen hatte), hatte ihre Mutter nochmals geheiratet und war mit ihrem neuen Mann weggezogen, „in die große Stadt“, hatte sie gesagt. Manchmal kam noch ein Brief von ihr, doch gesehen hatten sie sich seither nicht mehr.

Sie hatte trotzdem noch viele schöne Erinnerungen aus ihrer Kindheit behalten. Es gab nicht viel zu tun in ihrer Welt, aber wenn sie nicht gerade die Gäste bediente, las sie viel und spielte ein wenig Klavier. Das Klavier aus braunem Holz war das Abschiedsgeschenk ihrer Mutter gewesen. Der Krieg hatte sie beide verändert. Bei ihrem Abschied waren keine Tränen geflossen.

In der Gaststätte hörte sie jeden Tag Geschichten von Reisenden, die eine Nacht in dem kleinen Ort verbrachten, ehe sie weiterreisten. Weiter im Norden gab es eine größere Straße mit vielen Hotels, auf der man wesentlich schneller vorankam, als wenn man auf den Feldwegen durchs Land zog. Doch manche Leute mieden das Gedränge der großen Verkehrswege und sorgten so dafür, dass sie Tag für Tag Bier ausschenkte und den Geschichten dieser Leute lauschte.

Als ich in dieses Dorf kam, stand die Sonne schon im Westen. Es war ein überschaubares Dorf, in der Mitte die Kirche, daneben ein kleiner Marktplatz und eine Hand voll Geschäfte. Meine Karte sagte mir, dass es am besten wäre, hier die Nacht zu verbringen. So betrat ich das Gasthaus um mir eine Bleibe für die Nacht zu besorgen.

Den Rest des Abends gedachte ich in der Wirtsstube zu verbringen. Erst spielte ich mit zwei Ortsansässigen Skat, ehe die beiden aufbrachen, da sie am nächsten Morgen früh aufstehen mußten, um auf den Feldern zu arbeiten. Ich war noch nicht müde und beschloss einen kleinen Spaziergang zu machen, da die rauchige Luft in meinen Augen brannte. Ich erhob mich und ging zur Theke, hinter der eine recht junge Frau stand – ich schätzte sie auf 22 – und die wenigen Gäste versorgte, da der Wirt gerade zwei neu angekommenen Gästen die Zimmer zeigte. Sie war gerade damit beschäftigt Bierkrüge zu spülen.

„Entschuldigen Sie, gibt es hier in der Nähe irgendeinen Ort, den es sich jetzt noch anzuschauen lohnt?“, begann ich. Sie blickte auf und überlegte kurz. Ich war zum ersten Mal in dieser Gegend (ich war zum ersten Mal überhaupt weiter als eine Tagesreise von zu Hause weg) und kannte mich nicht aus. Außerdem fiel es mir schon immer schwer, mich leicht verständlich auszudrücken.

„Sie könnten zu dem Brunnen südlich von hier gehen. Dort gibt es einen kleinen Park“, meinte sie. Ihre Stimme war klar und deutlich.

„Und wie komme ich dorthin?“ Meine Karte lag oben in dem kleinen Zimmer bei meinem Gepäck.

„Sie müssen nur...“, fing sie an, als der Wirt die Stube betrat und mit einer rauhen Bassstimme zu ihr sagte: „Du kannst für heute Schluss machen. Den Abwasch erledige ich nachher noch; es ist ja nicht mehr viel.“

Er hatte wahrscheinlich schon sein halbes Leben in diesem Raum verbracht, überlegte ich mir, als sich die Bedienung wieder mir zuwandte: „Wenn Sie einen Augenblick warten, kann ich Sie ein Stück begleiten; dann muss ich den Weg nicht extra erklären.“ Sie nahm ein Handtuch und trocknete ihre Hände ab. Kurz darauf hatte sie ihre Schürze gegen eine dünne, hellbraune Jacke eingetauscht und wir verließen zusammen die Gaststube, in der nur noch ein halbes Dutzend Leute hinter ihren Gläsern saß.

Draußen empfing uns die angenehm kühle Abendluft und ein klarer Sternenhimmel.

2. Kapitel

Wir kamen an der Kirche vorbei, ließen einen Krämerladen und eine Schmiede rechts liegen. Die meisten Lichter in den Häusern waren erloschen. Es kam ein leichter Wind auf, der den Staub der Durchgangsstraße aufwirbelte. Meine Begleiterin knöpfte ihre Strickjacke vollständig zu und ließ ihre Hände in den Taschen verschwinden.

Als das Dorf ein wenig hinter uns lag, tat sich auf der linken Seite in einer Neigung ein Licht auf. Es stammte von einer Laterne, die neben einer weißen Steinbank stand. Vor der Bank war ein kleiner Brunnen. Das Wasser floss direkt aus einem Felsen, der neben einigen Sträuchern die Neigung ausfüllte.

Ich fragte, ob sie denn Lust habe sich einen Moment zu mir zu setzen. Sie willigte ein unter der Bedingung, mir wirklich nur einen Moment Gesellschaft zu leisten. Sie musste am nächsten Tag zeitig im Wirtshaus sein um das Frühstück vorzubereiten. Wir nahmen zusammen Platz auf der Bank; sie saß rechts von mir. In dem Schein der Laterne sah ich sie zum ersten Mal bewusst an. Mir passiert es oft, dass ich mich mit einem Menschen unterhalte und danach nicht mehr in der Lage bin sein Gesicht von den anderen zu unterscheiden. Ein Punkt unter vielen; von irgendetwas oder durch irgendjemand angetrieben.

Ihre blonden schulterlangen Locken waren flüchtig zusammengebunden. Ein paar Strähnen hingen ihr ins Gesicht. Sie hatte schöne Augen: grün, von dunkelgelben Strahlen unterbrochen, die sich allesamt in der Mitte der Iris zu treffen schienen. Ihre Gesichtszüge waren harmonisch, weich. Das Zentrum war mit einer kleinen Nase, umgeben von zwei leicht rötlichen Wangen, versehen.

Der Mond gab an diesem Abend nicht all sein Licht preis. Von dem nahe liegenden Wald drangen Eulenrufe zu uns herüber.

„Weshalb schauen Sie mich so lange an?“, fragte sie mich. „Oh, entschuldigen Sie vielmals, aber ich war in Gedanken versunken“, gab ich verlegen zu. Eine Maus verschwand gerade in einem Loch, nahe dem Brunnen.

„Darf ich Sie nach Ihrem Namen fragen? Meiner lautet Zachary.“

„Und ich heiße Mary. Zachary? Ein ungewöhnlicher Name. – Woher kommen Sie?“

Sie schaute mich neugierig an.

„Wo ich herkomme, ist eine lange Geschichte.“

„Das macht nichts. Ich mag es sehr, den Geschichten anderer Menschen zuzuhören.“

„Sagen wir einmal so: Ich bin auf der Reise die Welt kennenzulernen.“

„Neulich sagte jemand etwas Ähnliches.“

Während sie sprach, suchte sie in den Jackentaschen nach etwas Bestimmten.

„Der Mann wollte auch die Welt kennen lernen, aber ich denke, es waren die Menschen, die er verstehen lernen wollte. Er verkaufte alles, was er besaß, und kaufte sich von diesem Geld eine Schiffskarte.“

Sie fand, was sie suchte: eine Zigarettenschachtel mit der Aufschrift „Lagom“. Mit einem Streichholz zündete sie sich eine Zigarette an. Es folgte ein Husten. Sichtlich verlegen verteilte sich das Rot ihrer Wangen über das restliche Gesicht.

„Und, was wurde aus dem Mann?“

„Er kam neulich in das Wirtshaus, bestellte ein Bier und spielte Skat. Als er bezahlte, schenkte er mir diese Zigaretten.“

Aus der Ferne hörte man das Klagen eines Betrunkenen. Es handelte von der ungerechten Welt, von der Kälte der Menschen und der Trostlosigkeit seines Daseins.

„Jeden Abend trinkt er jetzt sein Bier, verlässt als Letzter das Wirtshaus. Zuhause wird er von seiner Frau empfangen, die ihn vor dem Ofen schlafen lässt, wie einen Hund. Seit einem Jahr spielt sich das schon ab; Nacht für Nacht. Er hatte eine wunderschöne Tochter, die er über alles liebte. Die Familie fristete ein bescheidenes Dasein; es war nicht viel, das er ihr bieten konnte. Aber alle waren glücklich; wenn eine Missernte kam, hielten sie fester denn je zusammen. Bis zu dem Tag, an dem er mit ihr zusammen auf dem Feld arbeitete. Sie musste die Steine auflesen, während er mit dem Pferd den Acker pflügte. Während einer Pause, es war ein sehr heißer Tag, wollte das Mädchen nach dem Geschirr des Pferdes schauen. Es schien ein Lederriemen verschränkt zu sein. Seine Tochter trat hinter das Pferd um den Riemen wieder in Ordnung zu bringen. Er hatte sich bereits in das Fleisch des Pferdes geschnitten. Es schreckte auf, zog an und schlug so heftig aus, dass das Mädchen verblutete. Er konnte ihr nicht helfen.“

Sie schaute auf ihre Füße.

Nach ein paar Augenblicken fragte sie mich mit lachenden Augen und ohne Anzeichen von Betroffenheit, ob ich jemals einem zufriedenen Menschen begegnet wäre. Am liebsten hätte ich geantwortet: „Ja, dir.“ Aber ich konnte nicht. Ich sah ihre unschuldigen Augen, ihr liebliches Gesicht. „Ich denke, die Menschen können nicht mit ihrem jetzigen Zustand zufrieden sein. Sie müssen immer intelligenter, immer reicher, immer freier sein. Sie merken jedoch nicht, wie die Schlinge um ihren Hals zu schmerzen beginnt, die sie sich selbst umgelegt haben.“ – „Vor was flüchten sie? Sie fliehen doch auch vor sich selbst.“ Sie erhob sich und machte ein paar Schritte, bis sie vor der Quelle stand. Die Sterne spiegelten sich in dem kleinen Rinnsal, das dem Felsen entsprang.

3. Kapitel

„Vielleicht kann der Mensch gar nicht vollkommen zufrieden sein. Es gibt so vieles, was er nicht weiß“, meinte ich.

„Sie wissen wahrscheinlich viel mehr als ich, aber trotzdem ist Ihr Unwissen so groß wie das meine. Obwohl ich nur selten weiter als zehn Meilen von hier wegrente, geschweige denn je eine Reise wie die Ihre unternahme.“ Sie begann zu kichern.

„Was ist daran so witzig? Sie haben Recht mit dem, was sie sagen. Es wird immer etwas geben, was ich nicht weiß“, sagte ich leicht irritiert.

Sie drehte sich wieder um, sodass ihre grünen Augen mich direkt ansahen, und nahm neben mir Platz.

„Die meisten Leute, die hier vorbeikommen, wollen eigentlich nur Bier und ein Zimmer für die Nacht. Und die Leute hier im Dorf sprechen nur über ihre Arbeit oder ihre Nachbarn. Ich führe nicht sehr häufig solche Gespräche.“

„Und das finden Sie lustig?“

Ich verstand nicht, worauf sie hinauswollte.

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein, aber als ich Sie heute in der Gaststätte zum ersten Mal sah dachte ich sie würden sich betrinken und müßten dann auf ihr Zimmer getragen werden.“

Nun musste auch ich lachen.

„Sehe ich wirklich so aus?“

„Nicht unbedingt, aber ich habe in den letzten Jahren ziemlich viele Menschentypen kennen gelernt. Da erlebt man immer wieder Überraschungen. Die feinsten Leute liegen als Erstes unterm Tisch“, fuhr Mary grinsend fort.

Sie hatte wieder ihre Zigarettenschachtel in der Hand und bot mir nun auch eine an. Ich hatte das Rauchen zwar schon vor zwei Jahren aufgegeben, aber diese Marke hatte ich noch nie probiert.

„Was machen Sie beruflich, Zachary?“, fragte sie mich, während ich mit einem Streichholz meine Zigarette anzündete.

„Das sehen Sie doch: reisen.“ Ich beschrieb ihr meine Arbeit als Immobilienmakler. Natürlich versuchte ich meinen Beruf so interessant wie möglich erscheinen zu lassen, obwohl ich mich bereits seit einiger Zeit nach einer neuen Stelle umschaute. Mit der Zeit ist die Arbeit monoton und stumpf geworden.

„Sie klingen nicht sehr überzeugt. Sind Sie unzufrieden?“, meinte sie.

„Um ehrlich zu sein: ja. Man lernt zwar viele Leute kennen, aber den meisten muss ich Häuser verkaufen, in denen ich selber nie wohnen wollte“, erwiderte ich. „Ich werde nur selten auf weite Reisen geschickt, dies ist die erste mit mehr als einer Übernachtung. Die meiste Zeit arbeite ich in der Stadt. Gerade bin ich auf dem Weg zu einem abgelegenen Grundstück, das mein Büro erwerben will. Deshalb sitze ich jetzt hier.“

„Nein, Sie sitzen hier, weil Ihnen der Rauch in der Wirtschaft auf die Nerven ging und Ihre Reisekasse ohnehin nicht mehr hergegeben hätte, als sie bereits getrunken haben. Und in Ihrem Zimmer gibt es auch nichts, weil sie vermutlich vergessen haben ein gutes Buch einzupacken. Und in diesem Dorf gibt es nichts außer dem Gasthof und einer Hand voll Bauern“, umriß sie meine aktuelle Lage. Sie hatte eine sehr direkte Art die Wahrheit zu sagen.

„Es gibt Sie.“, gab ich zurück. Sie schaute verlegen zur Seite. „Ich meine, Ihnen muss ich kein Haus verkaufen. Wo immer Sie auch wohnen.“

„Im Nachbardorf, zehn Minuten von hier“, warf sie ein.

„Ich werde Sie morgen beim Frühstück wiedersehen, aber danach werden sich unsere Wege trennen. Mit etwas Glück finde ich bald eine bessere Arbeit, heirate in ein paar Jahren eine nette Frau, wir werden Kinder haben, eines Tages vielleicht auch Enkel, wer weiß? Kurz gesagt: Wir werden uns nie wieder treffen. Außerdem habe ich ein halbes Dutzend guter Bücher in meinem Gepäck“, versuchte ich meine Situation zu schildern.

„Sind Sie etwa doch einer von denen, die auf ein Abenteuer für eine Nacht aus sind?“

Ihre Stimme klang zornig und hatte nichts mehr von ihrer Klarheit.

„Gott bewahre! Nein. Ich bin nur froh, dass ich einmal mit jemand reden kann, dem ich zu nichts verpflichtet bin. Kein Sehen und Gesehenwerden wie in der Stadt.“

Ich hatte nicht bemerkt, dass ich aufgestanden war. Was, wenn sie jetzt gehen würde?

„Es ist schon sehr spät. Ich mache mich jetzt besser auf den Heimweg.“

Sie stand ebenfalls auf.

„Sie verstehen mich falsch. Ich bin froh darüber, sie kennen gelernt zu haben. Keine Verpflichtungen. Irgendwie etwas Exklusives.“

Krampfhaft suchte ich nach den passenden Worten.

Sie blieb stehen und blickte mich an: „Sie wollen also etwas Besonderes aus diesem Abend machen. Ein Gespräch zwischen einem Mädchen vom Land und einem Stadtmenschen, der sich Geschichten mit Gleichgesinnten in einem dunklen Raum anschaut, in dem viele Bilder schnell hintereinander gezeigt werden und der dazugehörige Ton zu hören ist. Zumindest wenn die Technik ihm dabei keinen Streich spielt. Und danach sind wir beide um eine Erfahrung reicher und sehen uns nie wieder, oder?“

Besser hätte sie es nicht formulieren können. Ich war schon oft in einem Filmtheater gewesen, aber noch nie hatte ich es erlebt, dass der Film nicht mindestens einmal gerissen wäre.

„Genau das.“

Ich atmete auf.

„Schön, dann legen Sie mal los, Mister Zachary!“

Sie ließ sich wieder auf der Bank nieder und schaute sie mich erwartungsvoll an.

„Hat Ihnen eigentlich schon einmal jemand die Geschichte vom Hasen, der seine Brille verloren hat, erzählt?“, fragte ich sie.

Ich brauchte etwa zehn Minuten, bis ich zur Pointe kam.

4. Kapitel

Nach dem glücklichen Ausgang meiner Erzählung schien die Welt wieder in Ordnung zu sein. Mary war doch noch eine Weile geblieben um mir Gesellschaft zu leisten.

Wir schwiegen beide eine Weile und betrachteten den Sternenhimmel. Die vorbeiziehenden Wolken wurden gespenstisch vom sichelförmigen Mond angeleuchtet, doch der Boden strahlte noch die vom Tag gespeicherte Wärme ab, sodass es nur sehr langsam kälter wurde.

Ich hatte das dringende Bedürfnis etwas zu sagen, doch irgendwie fehlten mir die Worte. Mary war es, die das Schweigen brach: „Eine schöne Nacht, finden Sie nicht auch?“ Ich spürte, wie sie mich fragend anblickte.

„In der Tat. Eine herrliche Nacht.“ Ich bekam eine leichte Gänsehaut, während ich weiter gebannt zum Himmel schaute. Der Mond war gerade nicht verdeckt und leuchtete klar auf uns beide herab.

„Ist Ihnen kalt?“ Wieder spürte ich ihre fragenden Augen. Diesmal gab ich nach und wandte meinen Blick von der Mondsichel ab.

„Nein, nein. Es ist nur so, wie soll ich es sagen? Bisläng habe ich auf dieser Reise nur verstaubte Straßen, Hotelzimmer und ein halbes Dutzend unbedeuten-

der Sehenswürdigkeiten gesehen. Und jetzt bin ich selbst ein wenig vom diesem Abend überrascht. Ich wollte während dieser Reise etwas vom Land und seinen Leuten kennen lernen, aber Sie sind die Erste, mit der ich mehr als drei Worte gewechselt habe.“

„Seit wann sind Sie denn schon unterwegs?“, unterbrach sie mich neugierig.

Ich mußte kurz in Gedanken nachzählen. In dieser Gegend, wo die Landschaft überall gleich aussah (zumindest für einen Stadtmenschen wie mich), spielte einem das Zeitgefühl schnell einen Streich. Ich kam zu dem Ergebnis:

„Fünf Tage und vier Nächte, diese hier nicht mitgerechnet.“

Man konnte die Überraschung von ihrem Gesicht ablesen.

„Das ist fast eine ganze Woche; eine halbe Ewigkeit!“

„Für meine Firma ist das wenig, sonst hätten sie mir eines dieser Motorfahrzeuge gegeben.“

Mary schien auch schon etwas von diesen seltsamen Vehikeln gehört zu haben. Zumindest fragte sie nicht nach und war auch nicht erschrocken, wie es selbst noch heute manche Stadtbewohner waren, wenn man ihnen von knatternden Kisten erzählte, die sich von alleine und ohne Pferde fortbewegten. „Außerdem werde ich in knapp drei Tagen mein Ziel erreichen.“

„Wissen Sie, ich selbst war nie weiter als eine Tagesreise von hier weg. Und es war zwar interessant, doch ich war heilfroh, als wir wieder zu Hause waren.“, beichtete sie mir ihre Reiseangst.

„Warum ‚wir‘? Sind Sie verheiratet?“

Sie trug keinen Ring an ihrem Finger.

„Nein, ich war mit meiner Mutter vereint. Damals lebte sie noch hier. Im Gegensatz zu mir, wollte sie in die große Stadt ziehen. Als ich 17 war, ließ sie mich hier zurück und heiratete einen Mann aus der Stadt. Mein leiblicher Vater war im Krieg verschollen. Ich glaube, sie hat es nie ganz verkraftet. Und ich auch nicht, muss ich gestehen. Damals war ich wütend und traurig zugleich. Ich hasste ihren neuen Mann, obwohl ich ihn nie persönlich kennen gelernt habe.“

Es war vor zweieinhalb Jahren, als mir klar wurde, dass die Sache so auch nicht besser wurde. Es war Winter und es lag sogar ein wenig Schnee – bei uns kommt das nicht sehr häufig vor, müssen Sie wissen – und ich begann über die vergangenen Jahre nachzudenken. Beinahe wäre ich in die Stadt gefahren und hätte nach meiner Mutter gesucht, aber ich hatte keinen Anhaltspunkt, weil ich ihre neue Adresse verbrannt hatte. In meinem Zorn hatte ich damals alles verbrannt, was sie in unserer Hütte zurückgelassen hatte. Nur das Klavier, das sie mir zum Abschied überlassen hatte, behielt ich. Außerdem scheint es wirklich so, als würde ich unter einer Reiseangst leiden. So bin ich hier geblieben, habe eine Arbeit gefunden und freue mich über jeden neuen Tag.“

„Einfach so, auch wenn es regnet?“, erwiderte ich.

„Auch wenn es regnet. Was ist denn daran so schlimm? Solange es kein Hochwasser gibt – und das wird es hier in den nächsten Jahrhunderten auch bestimmt nicht geben –, ist es eine Erfrischung. Außerdem bekommt der Boden wieder Feuchtigkeit und die Insekten vermehren sich nicht so rasch. Regen ist doch eigentlich etwas Wunderbares, nicht?“ Sie strahlte mich an.

„Also ich weiß nicht: Der Boden wird schlammig, die Haare nass und strähnig, außerdem kommen die Pferdewagen nicht mehr voran. So toll ist Regen nun auch wieder nicht“, schilderte ich ihr meine Meinung.

„Ach, ihr Stadtmenschen. Euch wäre es doch am liebsten, ihr könntet das Wetter bestimmen“, lachte sie.

In ihrem Lachen lag etwas Faszinierendes, das ich nicht näher beschreiben konnte, aber ich begann ebenfalls zu lachen.

Sie hatte Recht: Flexibilität gehörte noch nie zu unseren Stärken. Außerdem war ich irgendwie erleichtert, dass sie nicht verheiratet war. Ich kannte ein paar Mädchen in ihrem Alter – wie alt war sie eigentlich genau? –, die bereits verheiratet waren. Doch es wäre nicht das Alter gewesen, sondern einfach die Tatsache, dass es jemanden gab, der jeden Tag mit ihr zusammen war, der ständig mit ihr leben konnte; jemand, der sie, wann immer er wollte, erleben konnte.

Sie setzte das Gespräch unbekümmert fort.

„Das war für mich damals eine schwere Zeit, bis ich mich endlich entschloß mich von meinem Zorn und meiner Wut ein für alle Mal zu trennen. Nicht, dass ich je ernsthaft an Selbstmord dachte, aber irgendwie fühlte ich mich bis dahin immerzu verzweifelt. Nun bin ich ja zum Glück hier und nicht dabei, auch noch das Klavier zu zerstückeln. Es ist ein herrliches Stück. Nichts Besonderes, aber es hat einen sehr warmen und angenehmen Klang.“

Inzwischen hatten sich wieder Wolken vor den Mond geschoben, sodass ich ihr Gesicht nur schemenhaft sehen konnte. Sie schien mit ihren Gedanken in ihrer Jugend zu sein, von der sie erzählt hatte. Doch dann hob sich ihr Blick wieder und ich merkte, dass ich sie angestarrt hatte. Verlegen blickte ich zur Seite.

„Etwas seltsam, ich weiß. Aber es ist die Wahrheit. Ich habe damals selbst nicht geglaubt, daß ich zu so etwas fähig bin“, ergänzte sie. „Und wie sah Ihre Kindheit aus?“

„Meine Kindheit? Ein Haufen Erinnerungen an meine Schulzeit, dann die Jahre meiner Ausbildung. Was davor war, kann ich nicht genau sagen. Mein Vater war die meiste Zeit bei der Arbeit und meine Mutter war sehr früh gestorben. Ich kann mich kaum an sie erinnern. Damals war es für mich nicht so schlimm, zudem sich ein nettes Kindermädchen fortan um mich und meinen Bruder kümmerte. Mein Vater hat danach noch einmal geheiratet, aber damals war ich dann schon fast erwachsen“, fasste ich die ersten beiden Jahrzehnte meines Lebens zusammen.

„Sie haben einen Bruder?“, fragte sie erstaunt.

„Ja, aber er ist sechs Jahre älter als ich. Wir hatten nie viel miteinander zu tun. Ich habe ihn seit fast einem Jahr nicht mehr gesehen. Das reicht schon fast an Sie und Ihre Mutter heran!“

„Jetzt reicht mir das mit dem Sie. Wie wäre es mit ‚du‘?“

Mary machte eine energische Handbewegung. Erst jetzt fiel mir auf, dass wir uns die ganze Zeit über mit ‚Sie‘ angedet hatten. Sie ließ mir keine Zeit zum Antworten.

„Außerdem wäre ein Themawechsel meiner Meinung nach nicht schlecht.“

„Du‘ wolltest, dass ich von meiner Kindheit erzähle.“ Ich machte gleich von der neuen Freiheit Gebrauch.

„Aber wegen dir sind wir hier. Ich kann jeden Tag hierher kommen.“

Sie machte ein beleidigtes Gesicht, doch es hielt nur für einen kurzen Moment, dann lächelte sie wieder.

„Weißt du, Zachary: Vorhin wusste ich nicht, woran ich bei dir bin, aber nun muss ich doch sagen, dass man sich mit dir wirklich gut unterhalten kann. Du

hattest Recht: Keiner ist zu irgendetwas verpflichtet. Das nenne ich Gerechtigkeit.“

5. Kapitel

Spät in der Nacht nahmen wir voneinander Abschied. Am nächsten Morgen brach ich früh auf. Ich frühstückte alleine. Nur der Wirt kam manchmal um sich nach meinem Wohl zu erkundigen und den Gastraum etwas zu lüften. Mary war nicht da. Sie würde heute doch erst mittags kommen, meinte der Wirt auf meine Frage nach ihr. Draußen war inzwischen ein leichter Wind aufgekommen, der über das kleine Dorf strich.

In Gedanken versunken saß ich auf meiner Kutsche, während das Zugtier die Entfernung zwischen dem Dorf und uns vergrößerte. Ich nahm das gleichmäßige Klappern der Hufe kaum wahr, während ich mir die Erinnerung an die vergangene Nacht ins Gedächtnis rief und zugleich versuchte sie zu verdrängen.

Ich kam durch mehrere Dörfer, ohne dass ich sie von Marys hätte unterscheiden können. Die folgende Nacht verbrachte ich in einer dieser Häuseransammlungen; in einer Herberge ohne Bedienstete. Der Wirt räumte am Abend das letzte Glas vom Tisch und war morgens bereits wieder auf den Beinen, als ich mit dem Sonnenaufgang das Dorf verließ.

Dieser Vorgang wiederholte sich noch zweimal, ehe ich an mein Ziel gelangte. Es war ein abgelegenes Grundstück, das zu meinem Erstaunen wunderschön war. Der Großteil des Areals wurde von einer Wiese eingenommen, auf der die unterschiedlichsten Blumen in allen Farben blühten. Hindurch floss ein Bach, über den eine alte Steinbrücke führte. Am hinteren Ende stand ein Wohnhaus. Nachdem ich einige Augenblicke den Anblick genossen hatte, steuerte ich auf das Gebäude zu. Es war kleiner als es von weitem aussah.

Ich klopfte an die große Holztür und warf noch einmal einen Blick über die Schulter auf die Wiese. Mit einem lauten Knarren der ungeöhlten Angeln wurde die Tür geöffnet. Ein alter Mann erschien und musterte mich kurz von oben bis unten.

„Sie müssen der Mensch von der Immobilienfirma sein. Hab ich Recht?“, sagte er anstelle einer Begrüßung.

„Der bin ich. Wenn ich mich vorstellen darf...“

Weiter kam ich nicht. Der Alte packte meine Schulter mit einer unerwartet kräftigen Hand und machte mit der anderen eine einladende Geste

„Lassen Sie uns ins Haus gehen. Bei einer Tasse Tee lässt sich die ganze Sache meiner Meinung nach wesentlich besser besprechen.“

Er führte mich in ein schönes Zimmer, in dessen Mitte ein großer Tisch mit ein paar dazugehörigen Stühlen stand. Ein alter Ofen und eine braune Couch bildeten den Rest der Einrichtung. An den Wänden hingen vier Gemälde, die jeweils eine der Jahreszeiten darstellten.

Mein Gastgeber verschwand im Nebenraum, vermutlich der Küche, und ich begann meine Papiere hervorzuholen. Bald darauf kam er mit einem Tablett zurück und stellte eine Kanne mit dampfendem Wasser und zwei Tassen auf den Tisch.

„Sie können sich gar nicht vorstellen, wie froh ich bin endlich mal wieder jemanden zu sehen. Hier draußen bekommt man so gut wie nie Besuch.“

Er verschwand kurz mit dem leeren Tablett, sprach aber mit seiner ziemlich melodischen Stimme weiter:

„Zuletzt war hier der Bote ihrer Firma, doch der hatte es sehr eilig. Hoffentlich haben Sie etwas mehr Zeit mitgebracht.“

Er hatte noch einen Teller voller Gebäck auf den Tisch gestellt und schaute mich fragend an.

„Da kann ich Sie beruhigen. Ich wollte Sie ohnehin fragen, ob ich vielleicht die Nacht hier verbringen kann.“

„Aber natürlich. Sie müssen eine lange Reise hinter sich haben. Sie sind hier schon fast am Ende der Welt.“

Er redete ohne Pause, während er mir und sich Wasser einschenkte.

„Deshalb will ich das Grundstück auch verkaufen. Aber keine Angst, wer Abgeschiedenheit sucht, der ist hier am richtigen Ort. Das wissen Sie ja sicher bereits von ihrem Boten, denke ich.“

Er machte eine kleine Pause um Luft zu holen, die ich ausnutzte um nicht vollkommen in seinem Redeschwall unterzugehen

„Und dann wollen Sie die Welt kennen lernen, oder?“

„Das hört sich verlockend an, aber so sehr reizt mich die große weite Welt eigentlich nicht. Es ist nur so, dass ich hier draußen langsam – wollen Sie Zucker in Ihren Tee? – nicht mehr alleine zurechtkomme. Und bevor ich hier vor lauter Einsamkeit zugrunde gehe, ziehe ich lieber in eine etwas belebtere Gegend.“

Auch wenn sein Gesicht die Spuren seines Alters deutlich verriet, waren die Augen dennoch hellwach. Er erzählte mir von seinem Leben.

Der Tee war vorzüglich und so kam es, dass wir mindestens zwei Stunden zusammensaßen und redeten. Das heißt, er erzählte die meiste Zeit und ich hörte erschöpft von der Reise, aber dennoch gebannt seinen Worten zu.

Am Abend, nach einem kleinen Abendbrot, erledigten wir die Formalitäten, mit denen meine Firma das Grundstück erwarb.

Nach knapp zwei Stunden waren dann alle Details besprochen und wir unterschrieben beide die entsprechenden Dokumente. Ein Zehntel des Geldes gab ich ihm persönlich als Anzahlung, den Rest würde in wenigen Tagen ein Kurier bringen.

6. Kapitel

Anschließend holte der Alte noch eine Flasche Wein aus dem Keller und wir setzten uns gemeinsam vor das Haus. Der Duft der Wiese drang sofort in meine Nase und über uns gab ein wolkenloser Himmel den Blick auf unzählige funkelnde Sterne frei.

„Ich möchte nicht, dass Sie einen falschen Eindruck von mir bekommen, wissen Sie. Ich bin schon weit herumgekommen: Ich war in Ihrer Stadt, in der alles besser und schlechter zugleich ist, ich bin dem Lauf des großen Flusses bis zu seiner Mündung im Süden gefolgt und ich bin einer der wenigen, die das ewige Eis im Norden gesehen haben. Doch seit fast zwanzig Jahren lebe ich nun hier, fernab von der Hektik und den Problemen der Menschen. Natürlich gibt es auch hier Nachbarn, die man regelmäßig sieht und meine beiden Töchter wohnen nah bei der Stadt, wo ich sie öfters besuche. Und wenn sie von hier noch zwei Wochen weiterreiten, kommen sie an das andere Ufer des großen Meeres,

aber davon wissen nur die allerwenigsten. Und es interessiert auch keinen. Die Leute sind viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, nicht wahr?“

Er nippte an seinem Weinglas, während ich erstaunt nickte.

Vielleicht war es nur erfundenes Geschwätz, weil der vergangene Tag ihn ziemlich angestrengt hatte, doch das war nicht so wichtig. Ich überlegte, was wäre, wenn es wirklich einen Ozean im Osten (und im Süden, er hatte von der Mündung des großen Flusses geredet) gab. Alle Welt wäre vermutlich fasziniert, doch außer ein paar abenteuerlustigen Forschern würde niemand eine Reise wagen. Es war egal. Früher oder später würde man es ohnehin entdecken und besiedeln.

Weiter konnte ich den Gedanken nicht ausführen, da der Alte wieder das Wort ergriff:

„Wissen Sie, interessante Menschen gibt es überall. Und wenn man sie alle kennen und schätzen lernen möchte, müsste man tausend Jahre leben. Doch wozu der Größenwahn? Ich glaube, ein Dutzend solcher Menschen ist schon mehr als genug. Manchen reicht einer! Viele Jahre lebte ich hier mit meiner Frau, Gott hab sie selig, ohne dass wir jemand anderes als uns selbst brauchten. Oftmals gibt einem auch die eigene Familie Halt und Geborgenheit, auch wenn man schon lange erwachsen ist.“

„Ich hatte nie eine richtige Familie. Meine Mutter kenne ich nur aus den Berichten meines Vaters. Und mein Bruder war eher ein Nachbar als ein Verwandter. Die Frau, die mein Vater Jahre später heiratete, versuchte auch nie sich als meine Mutter zu etablieren. Ich war zu diesem Zeitpunkt schon sechzehn Jahre alt. Dennoch bin ich nie richtig unglücklich gewesen; eher etwas zurückhaltender und nachdenklicher als die meisten meiner Mitmenschen. Noch heute sagen das viele Leute von mir.“

„Bislang haben Sie ja recht wenig gesagt, aber das macht nichts, glaube ich. Sie sehen zumindest aus, wie jemand, der sich meldet, wenn ihm etwas nicht passt. Oder habe ich da Unrecht?“ Er blickte mich fragend an.

„Keine Sorge, Sie haben Recht. Heute bin ich durch die anstrengende Reise nur noch zurückhaltender.“

„Glück gehabt! Aber Sie waren mir eigentlich von Anfang an sympathisch. Ich fürchtete schon, einen faden Büromenschen empfangen zu müssen. Schmeckt Ihnen der Wein?“, wechselte er abrupt das Thema.

„Ein guter Tropfen.“

Das war er in der Tat. Ich nahm einen kräftigen Schluck um das Urteil zu unterstreichen.

„Wenn man nur einmal eine Weile sucht und ein bisschen genauer hinschaut, findet man sicher ein paar faszinierende Menschen. Selbst als ich ein Jahr in der Kälte des Nordens lebte, gab es doch immer nette Leute, mit denen man interessante Gespräche führen konnte, während draußen die Stürme tobten. Allerdings bin ich dann wieder in den Süden zurückgekehrt. Damals wollte ich die ganze Welt kennen lernen. Doch nach und nach musste ich feststellen, dass die Natur zwar überall auf eine andere Art schön war, aber dass ich mich immer schwerer von einem Ort trennen konnte, an dem ich eine Weile gelebt hatte. So kam es, dass ich hierher zog. Und hier fand ich auch meine Frau, obwohl es hier in der Umgebung höchstens zwei Dutzend Höfe gibt und Fremde nur sehr selten Besuche abstatten. Und plötzlich ging es auch so.“

„Sie wollten nie mehr verreisen?“

„Das schon, aber nur um ein paar Bekannten ‚Guten Tag‘ zu sagen und um meine Töchter zu besuchen. Früher habe ich – wie ich schon berichtete – die halbe Welt bereist. Jedoch kann ich heute sagen, dass das nicht nötig war: Gehen Sie hinaus, ins nächste Dorf, und reden Sie mit den Menschen. Egal welchen Beruf sie ausüben, ob sie arm oder reich, dumm oder nicht, still oder gesprächig sind, reden Sie mit ihnen. Lernen Sie sie zu beobachten, ihr Verhalten, wie sie miteinander umgehen, wie sie lachen aber auch weinen. Sie müssen nicht alle Kontinente besuchen um den Menschen näher zu kommen. Leben Sie mit offenen Augen. Ich möchte jetzt nicht behaupten, Menschen anderer Völker seien genau gleich. Das kann gar nicht sein. Sie haben eine andere Kultur, eine andere Mentalität. Aber trotzdem glauben Sie mir: Irgendwie sind sich alle Menschen ähnlich. Alle haben ihre Stärken, Schwächen, Eigenarten.“

„Und nun haben Sie genug von der Einsamkeit.“

„Bei Gott, nein! Ich lebe hier seit vielen Jahren. Nun macht sich nur langsam das Alter bemerkbar. Ich werde vermutlich länger leben, wenn ich nicht hier in aller Einsamkeit auf mein Ende warte, sondern in eine Stadt ziehe, wo jeden Tag jemand nach mir schaut. Das Alleinsein an sich macht mir wenig aus. Seit dem Tod meiner Frau bin ich schon alleine. Doch das Leben braucht auch seine ruhigen Momente. Und die sind bei mir bisher wahrlich zu kurz gekommen, denke ich.“

„Dann sind Sie also zufrieden?“

Außer Mary war er bislang der einzige Mensch, der mir von dieser Reise in Erinnerung blieb.

Etwas später ging ich zu Bett. Lange konnte ich nicht einschlafen. Ich machte mir Gedanken über die Reise, den alten Mann und natürlich Mary. Ich wusste nicht, ob ich in sie verliebt war oder nicht. Einerseits sehnte ich mich nach einer Frau, die nett, lieb, hübsch ist, mit der man stundenlang reden kann, schweigen kann; andererseits sollte sie – meiner damaligen Idealvorstellung zufolge – mich herausfordern, für mich auch mal sagen können, wo es lang geht, aber ohne aus mir einen Pantoffelhelden zu machen. Des weiteren fürchtete ich, für so eine Frau nicht interessant genug zu sein. Mein Leben kam mir damals derart langweilig vor – schlimmer noch: nicht nur mein Leben, sondern ich selber! Ich wusste nicht, ob es an meinem Aussehen lag, meiner Mimik, meinem Auftreten, auf so jemanden zumindest sympathisch zu wirken. Ich war mir sicher, keine Schönheit zu sein, kein Hüne. Obwohl ich auch wusste (oder es mir zumindest einredete), dass sie dann auf so etwas keinen Wert legen würde. Jedoch sollte sie hübsch sein – zumindest für mich.

Es waren ziemlich verworrene Gedanken. Im Nachhinein kann ich sagen, dass ich es damals perfekt beherrschte, all diese Schluchten, Gräben, die sich in meiner Seele befanden (oder befinden?), durch meine Inszenierung zu überbrücken. Derart, dass ich schon als überheblich, wenn nicht sogar arrogant galt.

Deshalb freute es mich umso mehr, als der Hausherr an diesem Tag erwähnte, dass ich einen sympathischen Eindruck auf ihn mache.

7. Kapitel

Am nächsten Morgen stand ich zeitig auf, da ich so bald wie möglich wieder im Büro sein sollte. Ich schaute verschlafen aus dem kleinen Fenster. Die vor dem Haus befindliche Wiese war mit Tau bedeckt. Die Morgensonne drang teilweise

durch die Tannenwipfel des nahe liegenden Waldes. Ein wunderschöner Platz Erde.

Nachdem ich mich gewaschen und angezogen hatte, ging ich hinunter in das Wohnzimmer. Aus der Küche hörte ich das geschäftige Treiben des Bewohners. Er kochte Kaffee.

„Na, schon wach? Wie haben Sie geschlafen?“

„Danke, sehr gut.“

„Ein schöner Morgen“, ließ er, nachdem das Wasser durch das Pulver gelaufen war, verlauten. „Jeder Morgen ist verschieden. Aber eins ist sicher: Er kommt immer.“

Der Mann faszinierte mich auf eine bestimmte Art und Weise. In seinen Augen konnte man seine ungebrochene Lebensfreude erkennen.

Wir frühstückten zusammen.

Anschließend holte ich mein Gepäck aus dem kleinen Zimmer, in dem ich die Nacht verbracht hatte. Ich stellte es vor die Eingangstür und ging dann zu dem Alten um ihm noch bei der Küchenarbeit zu helfen.

„Gehen Sie nur, den Abwasch schaffe ich schon alleine. Man merkt Ihnen an, dass es Sie nach Hause zieht. Passen Sie nur auf, dass Sie das Leben nicht immer nur durchs Fernglas sehen. Viel Glück und eine gute Reise!“

Ich würde ihn in meinem Leben vermutlich nie wieder treffen, überlegte ich, als ich mich noch einmal umdrehte und ihm zum Abschied noch einmal winkte. Er trug eine Küchenschürze und hielt eine Bürste in der linken Hand, mit der anderen winkte er mir zurück.

Auch Mary würde ich wahrscheinlich nie wiedersehen, dachte ich, noch bevor ich das Wiesengrundstück verlassen hatte.

8. Kapitel

Regentropfen schlugen an die Scheibe meines Zimmers, doch ich merkte es kaum. Es regnete schon seit Tagen fast ununterbrochen. Und gestern hatte ich endlich eine neue Arbeitsstelle gefunden. Heute war ich zum ersten Mal dort gewesen und eigentlich hatte es mir äußerst gut gefallen. Es war eine Arbeit bei einem Optiker, den ich durch Zufall gefunden hatte.

Nach einer zweiten zweiwöchigen Reise zu einem weiteren entlegenen Grundstück direkt nach der ersten hatte ich endgültig genug von meinem alten Beruf. Allerdings blieb ich noch einen weiteren Monat, obwohl jeder Tag eine Qual war. Doch das war nun vorbei.

Nun musste ich zwar noch vieles lernen, aber ich konnte den Leuten etwas verkaufen, das ihnen half. Außerdem konnte ich bis auf weiteres in meinem Zimmer in der Stadt bleiben, wo ich mich inzwischen eingelebt hatte. Jetzt würde es für mich keine Nächte in irgendwelchen fremden Hotelbetten mehr geben. Vielleicht würde ich in ein paar Jahren in eine größere Wohnung ziehen, hatte ich mir überlegt.

Dennoch saß ich nun vor einem leeren Blatt Papier an meinem Arbeitsschreibtisch, auf dem sich haufenweise Bücher über Augen und Linsen angesammelt hatten. Ich wusste nicht, was ich schreiben wollte, aber dennoch griff ich zum Füllfederhalter und tunkte die Spitze in blaue Tinte. Vor meinem Fenster hastete eine Gestalt vorbei, die unter einem Schirm vergeblich Schutz vor dem Regen suchte. Einen Moment lang war ich froh im Trockenen zu sein, bevor

ich wieder auf das Papier vor mir blickte. Und auf einmal wusste ich, was ich schreiben wollte.

Erst als ich fertig war, merkte ich, dass es eigentlich sinnlos war: Ich hatte Mary einen Brief geschrieben um ihr mitzuteilen, dass ich eine neue Stelle hatte und jetzt auf einmal auch bei Regen gut gelaunt war.

Doch ich kannte ihre Adresse nicht. Ich wusste nicht einmal ihren Nachnamen.

Ich wollte den Brief gerade in den Papierkorb werfen, als es an der Wohnungstür klingelte. So steckte ich ihn in die Tasche meines Anzugs, den ich achtlos über meine Stuhllehne gehängt hatte und ging zur Tür.

Die nasse Gestalt, die bald darauf mein Zimmer betrat, war mein Bruder. An seinem Gesicht konnte ich schon erkennen, dass er nicht zum Vergnügen hier war. Ich nahm ihm seinen tropfenden Mantel ab und legte ihn auf den Ofen.

Er kam ohne Zögern zum Thema.

„Mutter geht es schlecht, Zack. Es ist sehr ernst.“

Ich vergaß den Brief so schnell wie ich ihn geschrieben hatte und im nächsten Augenblick befanden wir uns beide im Regen auf dem Weg ins Krankenhaus. Ich hatte meine Stiefmutter schon seit einigen Wochen nicht mehr gesehen, da ich wegen meiner neuen Arbeit alle Hände voll zu tun hatte. Zuletzt hatte sie sehr alt ausgesehen, obwohl sie noch nicht einmal 50 war.

Der Regen ließ ein wenig nach, aber noch immer blies ein unangenehmer Wind, der einem die Tropfen ins Gesicht wehte. Schweigend eilten wir beide durch die leeren Straßen. Mein Kopf befand sich in einem ähnlichen Zustand. Ich wusste nicht, was ich fühlen sollte. Schuld, weil ich sie so lange nicht besucht hatte? Mitleid, obwohl ich sie eigentlich kaum kannte?

Schließlich erreichten wir das Krankenhaus. Unsere Stiefmutter lag zusammen mit zwei älteren Frauen in einem Zimmer, die anscheinend beide schliefen. Sie selbst war wach. Zumindest waren ihre Augen offen und sie starrte an die weiße Decke über ihr. An ihrem Bett saß Vater und hielt ihre Hand.

Er blickte auf, als wir den Raum betraten. Mit der anderen Hand bedeutete er uns leise zu sein.

„Wie geht es ihr?“, fragte ich leise.

„Ich habe eben mit dem Doktor gesprochen. Er meinte, es sei hoffnungslos. Ein Gehirntumor, gegen den sie nichts unternehmen können.“ Eine Träne floss seine Wange herab, als er sprach.

„Wie kann das sein?“ Ich flüsterte, doch am liebsten hätte ich geschrien.

Vater schüttelte den Kopf.

„Gibt es keine Möglichkeit mehr Mutter zu helfen?“ Mein Bruder schaute fragend auf das Gesicht seiner Stiefmutter. Er hatte sie immer Mutter genannt, obwohl er bereits acht Jahre alt gewesen war, als seine leibliche Mutter starb.

Vater schüttelte erneut den Kopf.

„Wir können nichts mehr machen.“ Er sprach wieder fest, aber seine Stimme klang kraftlos.

Drei Tage später starb sie. Wir, mein Bruder, unser Vater und ich, hatten abwechselnd an ihrem Bett gesessen und mit angesehen, wie langsam das Leben aus ihrem Körper gewichen war. Es war grauenvoll gewesen.

9. Kapitel

Mein Bruder und ich organisierten die Beerdigung, da Vater einem Nervenzusammenbruch nahe war. Als Mutter starb, war ich noch ein kleines Kind gewesen, aber mein Bruder meinte, dass er damals ähnlich reagiert hätte.

Wir kamen nur langsam mit den Formalitäten wie dem Schalten der Traueranzeige oder dem Verschicken der Einladungen voran.

Mein Bruder kümmerte sich um die Einladungen, während ich auf dem Standesamt Vordrucke ausfüllte und mit der Versicherung sprach.

Eine Woche nach ihrem Tod sollte die Beerdigung stattfinden.

Sie hatte nur wenige Verwandte gehabt. Eine Tochter, eine Großtante und deren Sohn, hatte mir mein Bruder erzählt. Trotzdem war die Gästeliste lang. Sie hatte in ihrem Testament eine genaue Auflistung hinterlassen, wer an ihrer Beerdigungsfeier teilnehmen sollte. Manche der aufgelisteten Personen kannte ich nicht einmal, aber mir wurde bei diesem Gedanken auf einmal auch bewusst, dass ich mich nur sehr selten richtig mit ihr unterhalten hatte.

Und so kam der Tag der Beerdigung.

Die meisten Gäste von außerhalb waren schon am Vortag angereist um noch einige Besuche und Einkäufe zu erledigen.

Vater hatte sich inzwischen etwas erholt. Trotzdem sollte alles möglichst rasch vonstatten gehen.

Es war ein heiterer Frühlingmorgen. Die Luft war kühl und ein stetiger Wind wehte durch die Bäume.

10. Kapitel

Hier traf ich Mary wieder.

Sie stand abseits der restlichen Trauergemeinde. Ihr blondes Haar war von einem Schleier bedeckt. Ihre gesenkte Haltung ließ große Betroffenheit und tiefe Trauer vermuten. Ihre Brüste hoben sich schwer bei jedem Atemzug.

Weshalb war sie hier?

Der Priester spulte seine übliche Litanei herunter. Er erzählte aus dem Leben meiner Stiefmutter, von ihren Charaktereigenschaften (natürlich nur von den positiven), von ihrem Leiden und von der Hoffnung, die durch Jesus Tod dem Menschen gegeben war. Doch die Worte berührten mich nicht. Er hatte meine Stiefmutter nicht gekannt. Er hatte sich bei uns über sie informiert, bei meinem Bruder und mir.

Die Trauerrede ging zu Ende. Kurz darauf war vereinzelt schon wieder Gelächter und Gekicher zu vernehmen. Vermutlich die Vorfreude auf den Leichenschmaus.

Mich selbst hatte die Beerdigung jedoch mehr bewegt als erwartet. Ich hatte nie das gute Verhältnis zu ihr gehabt (auch wenn der Priester ihre „hingebungsvolle Art, vor allem den beiden Stiefkindern gegenüber“ besonders betonte). Für mich war sie nie wie eine Mutter... wie meine Mutter sicher gewesen wäre. Jedoch stimmte mich der Abschied, der endgültige Abschied traurig.

Insgeheim verdrückte ich eine Träne.

Männer können weinen! Männer dürfen weinen! Aber können sie es auch dürfen?

In dem Gasthaus, in dem sich die Trauergemeinde zum Leichenschmaus traf, begegnete ich Mary wieder. Sie hatte den Schleier inzwischen abgenommen und stand teilnahmslos neben der Theke. In der rechten Hand hielt sie krampfhaft ein Taschentuch. Ich ging auf sie zu. Hatte sie mich schon gesehen? Würde sie mich wiedererkennen? Wie sollte ich sie ansprechen? Sie strahlte immer noch dieselbe Anziehung auf mich aus.

Sie kaute auf ihrer Unterlippe.

Sie erkannte mich. Ihr Gesicht erhellte sich etwas, darauf runzelte sie die Stirn.

Ich war unsicher.

„Guten Tag, Zachary.“ Ihre Augen blitzten auf.

„Mary, schön dich wiederzusehen.“

Ich war stolz auf mich, die Worte ohne Stottern und ziemlich gefasst ausgesprochen zu haben. Ich hatte keine Zeit zu erkennen, dass die Umstände unseres Wiedersehens alles andere als schön waren.

„Jetzt bin ich hier und habe mich nicht einmal richtig von ihr verabschieden können.“

Mary sagte dies mit aufrichtiger Miene.

„Sie war meine Mutter. Obwohl sie mich verlassen hatte, war sie meine Mutter.“

Meine Stiefmutter war also Marys leibliche Mutter. Tausend Gedanken schwirrten durch meinen Kopf. Ich musste etwas sagen. Mühsam holte ich Luft, bekam aber im letzten Moment wieder Zweifel. Nur ein einziges Wort würde den Bann brechen, doch irgendwie wagte ich es nicht, den Augenblick zu zerstören. Mary schaute an mir vorbei und schüttelt kaum merklich ihren Kopf. Dann wandte sie ihren Blick wieder mir zu. Sie schien meine Ungläubigkeit zu erkennen. Auch sie war vollkommen verblüfft, als ich ihr sagte, in welchem Verhältnis ich zu der Toten stand. Ich weiß nicht mehr, welche Worte ich damals verwendet hatte, aber irgendwie klang es fast, als hätte ich einen schwierigen mathematischen Beweis aufgestellt. Etwas wie ein Lächeln huschte über ihre Lippen.

Nach einigen Momenten des Schweigens sagte sie:

„Denkst du nicht auch manchmal, dass das hier alles nur ein böser Traum ist?“

Als meine Antwort ausblieb, fügte sie noch an:

„Ach, ich wünschte, es wäre so, Stiefbruder.“

Ich rechnete fest damit, dass sie nun in Tränen ausbrechen würde. Auch mir selbst war zum Heulen zumute. Marys Trauer berührte mich mehr, als ich zugeben wollte.

„Es ist kein Traum, obwohl dann sicher vieles leichter für uns wäre“, ging ich doch noch auf ihre Frage ein. Ich wollte unter allen Umständen verhindern, dass sie einfach in ihre Trauer flüchtete und die Augen vor der Realität verschloss. Die ganze Situation erinnerte mich an die Geschichte, die sie mir bei unserer ersten Begegnung erzählt hatte. Entgegen meinen Gewohnheiten fühlte ich mich verantwortlich für sie. Immerhin war ich wirklich ihr Stiefbruder.

Mary weinte nicht. Stattdessen wandte sie sich um und steuerte auf ihren Stuhl am Kopfende der gedeckten Tafel zu. Sie setzte sich, was die anderen Trauergäste als Zeichen sahen und ebenfalls Platz nahmen.

Während des Essens wurde nicht laut gesprochen. Um uns herum unterhielten sich die Leute im Flüsterton über alle möglichen Dinge. Nur selten wurde über die Verstorbene gesprochen. Mein Bruder, der zwischen Mary und mir saß,

sprach ihr einmal mehr sein Beileid aus. Sie hörte ihm geduldig zu und ich konnte spüren, dass ihre Gedanken wahrscheinlich bei dem letzten Zusammentreffen mit ihrer Mutter waren. Mary hatte sicherlich kein großes Verlangen gehabt ihre Mutter wiederzusehen, aber nun war es zu spät: Die Erinnerung an ihre Eltern blieb als einziges zurück. Und mit einem Mal verstand ich, dass ich zu viel von ihr erwartete. Sie brauchte noch Zeit. So verbrachte ich den Rest des Essens schweigend. Meine Wahrnehmung hat sich in den letzten Tagen ziemlich verändert. Ich hing nicht mehr stundenlangen Tagträumen nach, sondern versuchte meine Gedanken immer auf das Hier und Jetzt zu lenken. Es mag vielleicht eine Gegenreaktion gewesen sein, aber dadurch fühlte ich mich irgendwie lebendiger. So stellte ich fest, dass das Essen wider Erwarten vorzüglich schmeckte.

Mary aß kaum etwas. Sie starrte die meiste Zeit über ins Leere und schien in Gedanken versunken zu sein. Hin und wieder wurde sie angesprochen, worauf sie dann auch prompt reagierte, aber soweit ich es mitbekam, blieb es stets beim Austausch von Oberflächlichkeiten. Vermutlich war ich der Einzige, der sie vor der Beerdigung kennen gelernt hatte.

Erneut fielen mir die Parallelen zu ihrer Vergangenheit auf. Ich konnte mir vorstellen, dass sie genau so dagesessen hatte, nachdem ihre Mutter sie verlassen hatte und in die Stadt gezogen war. Allerdings war die Trennung dieses Mal endgültig.

11. Kapitel

Nach der Beisetzung wollte ich wenigstens noch einmal mit Mary sprechen, vielleicht um ihr dabei zu helfen mit ihrer Trauer ins Reine zu kommen oder zumindest mit ihr zu leben, vielleicht aber auch einfach um ihre Stimme zu hören.. Wahrscheinlich waren beide Motive in einer gewissen Weise miteinander verschmolzen.

Die Trauergemeinde hatte sich aufgelöst und mein Bruder brachte gerade meinen Vater nach Hause. Mary stand vor dem Grab ihrer Mutter und hatte die Hände zum Gebet ineinander gefaltet. Als sie meine näher kommenden Schritte hörte, drehte sie sich um. Sie schien erleichtert zu sein, dass es nicht noch ein Unbekannter war, der sein gespieltes Mitleid bekundete. Dennoch hoben sich ihre Mundwinkel nur sehr zögerlich.

„Wirst du zurechtkommen?“

„Ich denke schon, Zachary.“

„Wenn du Hilfe brauchst, melde dich einfach bei mir. Jetzt weißt du ja, wo ich wohne.“

„Morgen früh fahre ich wieder nach Hause. Du brauchst dir keine Sorgen um mich machen.“

Doch genau das tat ich schon die ganze Zeit über. Nur wusste ich nicht, wie ich es ihr sagen sollte. Sie war alt genug um selbst zu entscheiden, was gut für sie war und was nicht. Obwohl sie mich anblickte, wirkten ihre Augen immer noch verschleiert.

Vielleicht fühlte sie sich wirklich besser, wenn man sie in ihrer Trauer alleine ließ.

„Ich werde dich vermissen.“

Mit diesen Worten wandte ich mich um und verließ den Friedhof ohne mich noch einmal umzudrehen.

12. Kapitel

Ich machte einen Umweg durch den Stadtpark, da ich jetzt nicht wieder daheim in meinem Zimmer sitzen wollte. Die Vögel im Park schienen den Frühling zu spüren. Sie zwitscherten aus voller Kehle und gaben den in ihrer vollen Blüte stehenden Bäumen den passenden Rahmen. Es duftete nach Frühling: die noch feuchte Erde, der Duft der Blumen, die gerade aus ihrem Winterschlaf aufzuwachen schienen. Der Park war menschenleer; nur ein Eichhörnchen huschte geschäftig durch die Baumalleen.

Meine Gedanken drehten sich um Mary.

Was ist, wenn ich sie nie mehr sehe, dachte ich mir. Nie mehr ihre Nähe genießen kann. Ihre grünen Augen. Ihr Lächeln. Im nächsten Augenblick wunderte ich mich, ob ich sie wirklich wiedersehen wollte. Was wäre wenn... ja, was wäre wenn? Ich hatte das Gefühl, sie gar nicht richtig zu kennen. Auf der anderen Seite war ich mir sicher, in sie verliebt zu sein. Aber warum? In ihrer Gegenwart fühlte ich mich geborgen, als ob wir uns schon seit Kindertagen kennen würden. So vertraut. So verbunden. So verliebt?

In meiner Anzugtasche fand ich zufällig den Brief, den ich Mary geschrieben hatte.

Interessierte sie es eigentlich, was ich machte oder wie es mir ging? Naiv von mir zu denken, dass dies der Fall sein könnte. Hatte ich meinen Blick für das Wesentliche, das Rationale verloren? Wie konnte ich nur so blind durch meine kleine Welt schreiten? Ich hätte es doch besser wissen müssen! Bis jetzt bin ich doch von jeder Liebschaft enttäuscht worden. Wieso sollte es bei ihr anders sein? Bei Mary?

Ich setzte mich auf eine Parkbank nieder, die Trümmer meines Lebens vor mir, mein Kopf in meinen Händen verborgen. Gibt es niemand auf dieser Welt, der mich versteht? Der mich einfach akzeptiert wie ich bin? Bei dem ich mich nicht verstellen muss? Warum kann ich nicht einfach als das angenommen werden, was ich bin? Ich? Ich möchte sein, nicht scheinen.

Warum ist das nicht leicht? Alle sagen doch, dass es so leicht ist glücklich zu sein. Sagen es und trinken ihr Bier und ziehen an ihrer Zigarette.

Plötzlich begann es leicht zu regnen. Und ich saß immer noch auf der Bank.

Jemand blieb vor der Bank stehen ohne dass ich es richtig wahrnahm.

„Schöner Tag heute.“ Meinte eine Stimme. Ich hatte sie schon einmal gehört.

Eine Sekunde lang widerstand ich dem Drang aufzublicken. Doch mein Gedächtnis schaffte es nicht, die Person vor mir wiederzuerkennen. Vermutlich beschäftigten sich meine Gedanken immer noch mit den Ereignissen des heutigen Tages.

Ich blickte auf. Vor mir stand der alte Mann, dem ich damals im Namen der Immobilienfirma sein Grundstück abgekauft hatte. Verblüfft über sein unerwartetes Auftauchen brachte ich nur ein kurzes „Guten Tag“ heraus. Für ihn war dies aber das entscheidende Signal.

Ein Grinsen machte sich auf seinem kahlen faltigen Gesicht breit, während er seinen Regenschirm aufspannte, wobei er sichtliche Probleme hatte, zumal er in der einen Hand die Leine eines Hundes hielt. Er kramte eine Zeitung aus seiner Tasche und warf sie neben mir auf die Bank und nahm Platz.

„Darf ich mich setzen?“

„Scheint so“, sagte ich zu ihm.

Mir war nicht danach, mit ihm zu reden. Ich wollte alleine sein.

Der Alte schien es nicht zu merken. „Ich mag diesen Regen. Was würden wir machen, wenn es keinen Regen gäbe? Die Natur freut sich, wenn es regnet.“

Sein Hund machte es sich zwischenzeitlich unter der Bank bequem und, um den Regen zu entgehen, setzte er sich unter den Platz seines Herrchens.

„Naja, sagen wir mal, meinem Hund gefällt der Regen nicht. Er ist ziemlich wasserscheu. Jedesmal, wenn ich ihn waschen möchte und ihn dazu in eine Wanne stelle, benötige ich die Hilfe meiner Tochter, die ihn festhalten muss. Sie müssen wissen, ich wohne jetzt bei ihr hier in der Stadt.“

Ich nickte leicht.

„Das ist jedes Mal ein Aufwand, sage ich ihnen. Ich meine, das mit dem Waschen eines Hundes ist ja schon so eine Sache: Er darf auf gar keinen Fall Wasser in seine Ohren bekommen und vor allem darf sein Gesicht nicht gewaschen werden. Ja, das ist so eine Sache. Aber ich habe ihn sehr gern. Er bringt eine Menge Freude ins Haus.“

Er holte ein belegtes Brötchen aus seiner Tasche zusammen mit einer Kanne Kaffee. Er schien sich wohl hier niederzulassen, dachte ich vor mich hin. Genüsslich schlürfte er seinen Kaffee.

Er schaute in die Luft. Seine Augen glänzten, während er flüchtig zu den dunklen Wolken am Himmel aufblickte.

„Haben Sie ihr i schon gefunden?“

13. Kapitel

Der Regen legte sich. Ab und zu fielen noch große Tropfen von den Blättern auf meine Schulter.

Mein i schon gefunden? Ich begann an dem Verstand des Alten zu zweifeln.

„Schön, was meinen Sie mit dem i?“

Im gleichen Moment hatte ich es schon bereut, die Frage gestellt zu haben. Aber dann sah ich in seine strahlenden Augen: Irgendetwas machte den Mann interessant.

„Hatte ich Ihnen das damals nicht erzählt, als Sie bei mir waren und das Grundstück gekauft haben?“

Ich schüttelte den Kopf.

„Ja, das i.“

Genüsslich biss er in sein Brötchen und kaute vor sich hin.

„Ja, das i. Das, ist so eine Sache mit dem i. Haben Sie sich schon mal Gedanken darüber gemacht, was wäre, wenn die ganze Welt nur für Sie gemacht wäre. Alles was Sie jetzt sehen ist nur für Sie gemacht. Die Bäume, das Gras, die Enten in dem See vor uns, der Himmel, die Vögel, die Ameisen, mein Hund, ja sogar ich. Alles nur für Sie alleine! Und hinter Ihnen ist nichts. Leere! Die Welt, Ihre Welt, spielt sich nur vor Ihren Augen ab.“

„Nein. Ein naiver Gedanke. Alles für mich allein? Außerdem denke ich, dass es ein gefährlicher Gedanke ist. Wenn jeder so denken würde, wären ihm seine Mitmenschen, seine Umwelt völlig egal.“

„Ja, auf den ersten Blick scheint es so. Aber sehen Sie es doch als Möglichkeit. Benutzen Sie die Menschen! Benutzen Sie sie um ihren Charakter zu bilden. Lernen Sie, wie sie mit Ihnen umgehen. Studieren Sie die Menschen! Studieren Sie, wie Sie mit anderen Menschen umgehen. Schauen Sie, wie sie ihr Leben meistern. Und vor allem: Reden Sie mit ihnen! Gott hat Ihnen Mund und Ohren gegeben, weshalb wohl?“

Er ließ den Hund seine Finger lecken.

„Sicher werden Sie Enttäuschungen erleben, aber ich bin mir sicher, dass Sie schöne Momente, Momente der Erkenntnis haben werden.“

Er nahm seinen Spazierstock und begann etwas in den Sand vor der Parkbank zu schreiben.

‘Lebe!’

„Ja, mein Junge. Lebe!“

Seinen Hund streichelnd wiederholte er einige Male das Wort. Nur das eine Wort.

„Sie denken nun sicher, was das alles soll. Ist es das Glück, nachdem Sie immer Ausschau gehalten haben?“

Er begann die Kanne in seiner Tasche zu verstauen.

„Nein, sicher nicht. Es fehlt nämlich noch ein ganz entscheidender Punkt. Eines Tages werden Sie ein Mädchen finden, das Sie vielleicht nicht einmal gut kennen, geschweige denn jemals verstehen werden. Jedenfalls werdet ihr beide die gleiche Sichtweise haben. Soll heißen, dass Ihr Blick der Welt sich mit dem Ihren überschneiden wird. Sie werden fühlen, dass sie zueinander gehören. An diesem Tag werden sich Eure Ausrufezeichen umgedreht.“

Er griff wieder zu seinem Stock, verwischte das Ausrufezeichen und fügte es – umgekehrt – zwischen dem „l“ und „e“ ein.

Der Alte stand auf und ging.

„Lebe! Und liebe.“

14. Kapitel

Ich verbrachte noch eine Weile im Park und versuchte meine Gedanken zu ordnen. Vergeblich. Ich ging nach Hause.

Ich schlief in dieser Nacht unruhig, und als am Morgen mein Wecker klingelte, fühlte ich mich noch müder als am Abend zuvor. Ich stand auf und wusch mich. Mein Frühstück war das gleiche wie an jedem Morgen, aber heute hatte ich keinen Appetit. Nach wenigen Bissen verließ ich meine Wohnung.

Ich wollte einfach weg. In meinen Kopf herrschte noch immer ein heilloses Durcheinander.

Unruhig streifte ich durch die Straßen, in denen langsam das Leben erwachte. Bis ich mit der Arbeit beginnen musste, hatte ich noch etwas Zeit. Ich beschloss dem frischen Grab meiner Stiefmutter noch einen kurzen Besuch abzustatten. Der Friedhof lag ohnehin auf meinem Weg.

Als ich am Friedhof ankam, traf ich das Grab meiner Mutter unverändert an. Ich erschrak, als eine sanfte Stimme meinen Namen nannte. Ohne mich umzudrehen

wusste ich, wer hinter mir stand. Der Klang ihrer Stimme. . .

„Ich wollte mich nur noch von meiner Mutter verabschieden, bevor ich abreise.“

„Ich habe noch etwas Zeit, bis meine Arbeit beginnt.“

Wir beide schauten uns für einen Augenblick an um kurz danach wieder verlegen auf das Grab zu starren.

„Ja, Zack. Ich muss nun gehen.“

„Mary. . .“, begann ich verzweifelt einen Satz ohne zu wissen, wie ich ihn beenden sollte. Ihre wunderschönen Augen glänzten.

„Ich weiß.“

Eine Träne drang aus ihrem Auge und bahnte sich den Weg zu ihrem linken Nasenflügel und verschwand letztendlich in ihrem Mundwinkel. Eine Strähne ihres blonden Haares fiel ihr ins Gesicht, die sie unvermittelt hinter ihr Ohr zu streifen versuchte.

Nun konnte auch ich meine Gefühle nicht mehr bändigen. Ich heulte. Ich konnte nicht mehr. Ich war am Boden zerstört. Ich versuchte ihr meine Situation zu schildern; erzählte ihr von meiner Mutter, von meiner letzten Nacht und von dem alten Mann. Das Gesagte schien mir ziemlich unzusammenhängend zu sein, aber an ihrer Reaktion erkannte ich, dass sie mich voll und ganz verstand. Sie schien mich besser zu kennen, als ich vermutet hatte; wahrscheinlich besser als ich mich selbst.

Ich nahm meinen ganzen Mut zusammen. Ich hatte zuvor noch nie gewagt, alles, was ich sollte und wollte einer anderen Person mitzuteilen. Mich ihr zu öffnen.

Ich überwand die Angst, vollkommen nackt vor einem Menschen zu stehen; mit meinen seltsamen Gedanken und Verhaltensmustern, die, mir zumindest, völlig krank, stellenweise sogar psychotisch erschienen.

Vielleicht war es eine Verzweiflungstat – die Angst, sie nie mehr zu sehen. Die Angst, die Suche nach dem perfekten Menschen nun, hier und jetzt, einzustellen, und mich für eine Person, eine Liebe, eben Mary zu entscheiden. Mein ganzes Leben, das aus einem ewigen Suchen, erhofftem Gefühl, das Gesuchte gefunden zu haben und den Enttäuschungen, die zwangsläufig daraus resultierten, bestanden hatte, nun zu ändern. Hatte ich zu viel Hoffnung in die Menschen gesetzt? Oder waren meine Erwartungen einfach zu hoch gewesen?

Vielleicht hatte ich schon immer vergessen, einfach zu leben. Zu lieben.

Vielleicht. . .

„Ich liebe dich auch“, sagte sie.